

«Ich möchte mich Mystiker nennen»

Glauben Pfarrer Albert Bitzius, der als Jeremias Gotthelf irdischen Ruhm erlangte, war auch ein wortgewaltiger, seine Religiosität klug reflektierender Briefeschreiber. Gotthelf-Liebhaber Gerhard Schütz hat nun ein Buch mit einer Auswahl seiner Briefe herausgegeben.

Alexander Sury

Einfach paradiesisch. Merligen liegt einem zu Füssen. Auf der Terrasse geht der Blick an diesem sonnigen Nachmittag Mitte Dezember über den Thunersee und wird aufgefangen vom majestätischen Dreieck auf der anderen Uferseite, dem ewigen Niesen, der festen Burg in diesem Panorama.

«Meine Frau und ich leben jetzt sieben Jahre hier» sagt Gerhard Schütz, «aber dieser Anblick ist für uns immer noch jeden Tag wieder neu.» Den Niesen hat der 69-jährige pensionierte Sekundarlehrer und Gotthelf-Liebhaber – er unterrichtete 40 Jahre in Lützelflüh – in den vergangenen Jahren immer wieder in unterschiedlichsten Wetterstimmungen fotografisch festgehalten: strahlend und mystisch, bedrohlich und geheimnisvoll. Da gebe es unendlich viel mehr Phänomene zu beobachten und zu bestaunen, bemerkt Schütz, als die bekannten Niesensprüche wie «Hat der Niesen eine Brille, so geschehe Gottes Wille» suggerierten.

Auch Pfarrer Albert Bitzius (1797–1854), der sich als Schriftsteller Jeremias Gotthelf nannte, hat Merligen gekannt und offenbar den dortigen Wein geschätzt. Im «Erdbeer-Marelli» heisst es einmal: «Frau, bring eine Flasche vom

Im Emmental wurden Weihnachten und Neujahr zu Gotthelfs Zeiten zweimal gefeiert.

Besseren, Merliger Siebenundvierziger.» Der Pfarrer nannte in seinem Haus in Lützelflüh einen gut sortierten Weinkeller sein eigen. An Weihnachten trank Pfarrer Bitzius im Kreise seiner Familie zum Festessen zweifellos einen edlen Tropfen. «Mit essen und trinken trieben wir es stark», stellte Gotthelf in einem Brief zu Speis und Trank an Weihnachten fest.

«Christ sein ohne Frömmelei»

In einem Brief an den befreundeten Basler Theologen und Lyriker Karl Rudolf Hagenbach erzählt Gotthelf am 4. April 1844 aus Lützelflüh von «unseren Weihnachtssitten», nach denen sich der Briefpartner vorher erkundigt hatte. Während zum Jahreswechsel ein grosses Fest stattfand, wurde im Emmental Weihnachten eher ruhig begangen, ohne Tannenbäume und fast ohne Geschenke. Das Neujahrskindlein war populärer als das Christkindlein. Heidnische Neujahrsbräuche wie das Bleigiessen zum Vorhersagen der Zukunft und die «zwölf Loszwiebel, um das Wetter zu erforschen», seien noch weit verbreitet; auch halte sich hartnäckig eine Sage, wonach in der Heiligen Nacht die Tiere im Stall während einer Stunde «reden könnten und zu meist die Meisterleute verhandelten».

Im «Flachland» wisse man auch kaum etwas davon, schreibt Gotthelf, dass im Emmental Weihnachten und Neujahr gleich zweimal, nämlich auch noch nach dem alten, julianischen Kalender gefeiert würden, also am 7. und am 13. Januar: «...an der alten Weihnacht wird in sehr vielen Häusern kein Streich gearbeitet, kein Ross aus dem Stall genommen, und im ganzen Jahr sind nie so viele Kinder in der Schule als an diesem Tage».

Der Brief über die Weihnachtsbräuche findet sich in einem Buch mit einer repräsentativen und leserfreundlichen Auswahl von Gotthelfs Korrespondenz, das Gerhard Schütz kürzlich herausgegeben hat (vgl. Co-Text). «Ich dachte immer, dass es da noch etwas anderes gibt bei Gotthelf», sagt Schütz, «etwas, das nichts



Eine Stütze namens Gotthelf: Gerhard Schütz mit seinem Buch und den sechs Briefbänden der Rentsch-Ausgabe Foto: Adrian Moser

mit bravem Biedermeier zu tun hat, auch nichts mit dem Bild aus den Franz-Schnyder-Filmen.»

Herausgeber Gerhard Schütz ist in einem bildungsbürgerlichen Milieu aufgewachsen und kam über die Gotthelf-Hörspiele mit dem Dichter in Kontakt. Zwar wurden er und seine Frau auch vom

Geist von 1968 und einer linksalternativen Denkweise geprägt, «aber wir haben uns auch stundenlang gegenseitig Gotthelf vorgelesen und uns mitunter an gewissen Haltungen gerieben».

Dieser andere Gotthelf sei gerade in den Briefen sehr greifbar, sagt Schütz, der Ort, wo Albert Bitzius, der viel beschäf-

tigte Pfarrer, Schulkommissär und Schriftsteller, der sein Schreiben reflektierte, tiefgründige Selbsterforschung betrieb, seinen Glauben hinterfragte und mitunter mit dem rhetorischen Zweihänder austeilte gegen radikale Kirchenstürmerei, pietistische Frömmerei und akademische Orthodoxie. Gotthelf könne wunderbar offen und träumend über seinen Glauben nachdenken, sagt Schütz, «das ist das Gegenteil der von ihm kritisierten «Stündelgesprache», die am Wort klebt». Gotthelfs tief verankerter christlicher Glaube speiste sich weniger aus kirchlichen Dogmen, sondern vielmehr aus Lebenserfahrungen und seinen Begegnungen mit Menschen und Natur.

Adressat etlicher tiefeschürfender Briefe von Gotthelf, in denen er auch religiöse Fragen erörterte, ist Joseph Burkharter, der philosophierende Landwirt aus Niederönz und zeitweilige Berner Grossrat. Gotthelf machte die Bekanntschaft mit Burkharter gemacht, nachdem er 1824 als Vikar nach Herzogenbuchsee gekommen war. Aus den Burkharter-Briefen ragt eine Epistel besonders heraus, verfasst am 27. Oktober 1840. Ausgangspunkt ist der Tod von Burkhalters Neffe, das Kondolenzschreiben weitet sich indes bald

aus zu einer Reflexion seines religiösen Selbstverständnisses bis hin zur Vision eines kosmischen Christentums, in dem sich der Mensch jenseits der Zweiteilungen Himmel und Hölle, Diesseits und Jenseits «vielleicht nach Jahrtausenden erst dem unsichtbaren Mittelpunkt, dem unendlichen Magnete, um den das All kreiset, wo Gott thronet, in der Fülle seiner Majestät» näherte.

Er weiss nicht, wo Gott genau hockt

«Ich möchte mich eher einen Mystiker nennen», bekennt er und vereint scheinbar Gegensätzliches in seinem Credo: die individuelle Gotteserfahrung und das selbstbestimmte Individuum. Dieser Gottesmann beansprucht für sich keine Allwissenheit. Im Gegenteil: Er stellt Fragen und hat Ahnungen. «Das ist das Grossartige an diesem Brief», sagt Gerhard Schütz, «er hat die Weisheit nicht gepachtet und glaubt im Unterschied zu vielen andern nicht zu wissen, wo Gott hockt.»

Burkharter gegenüber spricht er auch über den Pfarrerstand als Zielscheibe von Spott und der Kritik von den nach 1830 ans Ruder gekommenen radikalen Kräften: «Wir armen Geistlichen sind es vor allem, welche den Buckel darhalten müssen. Mich nimmt nur wunder, warum man uns noch nicht zur Last gelegt, dass Eva in den Apfel gebissen.» Das allgemeine Misstrauen gegen den Stand des Pfarrers beschäftigte ihn weiter, die Kirche geriet zunehmend in den Schatten politischer Instanzen. Die liberale Obrigkeit bildete die Lehrer eher im antiklerikalen Geist aus, so leisteten die «Schulmeister» in Gotthelfs Augen einer um sich greifenden Areligiosität bei der Jugend Vorschub. «Dem sogenannten aufgeklärten Geschrei dieser Tage», schrieb er Burkharter an Heiligabend 1846, liege ein Irrtum grosser zugrunde: «Das Gebiet der Religion ist nicht die Intelligenz, sondern das Gemüt.»

Die reifen und die faulen Früchte

Auf das Gemüt kam Gotthelf auch gut drei Jahre vor seinem Tod zu sprechen, in einem Brief an seinen damals 16-jährigen Sohn Albert – der später auch Pfarrer sowie Regierungsrat und Ständerat werden sollte. Seinem Sprössling gab er auf der Schwelle zum Erwachsenwerden drei Orientierungsmarken auf dem Weg durch die «Irrgärten der theologischen Systeme». Bewahren solle er sich «einen kindlichen Glauben und ein treu Gemüt und unverfälscht Lieben». Diese Variationen der drei christlichen Kardinaltugenden seien die wahren Kraftquellen, denn: «Wissenschaft und Leben tragen faule Früchte, wenn sie nicht vom christlichen Sauerreife durchzogen sind.»

Wie würde Gotthelf heute die religiöse Landschaft beurteilen mit dem stetigen Mitgliederschwund der Landeskirchen und dem Aufschwung der Freikirchen? «Die gruppenseligen Sekten würde er sicher immer noch kritisieren», glaubt Schütz. «Und vielleicht würde gerade er auch verstehen, dass es heute Menschen gibt, die unabhängig von traditionellen Institutionen zum Glauben finden möchten.» Am 7. November 1850 schrieb er einer gewissen Henriette Solger, einer begeisterten Leserin seiner Werke. Heute würde man sagen, Gotthelf beantwortete Fanpost. Er beschränkte sich jedoch nicht auf konventionelle Dankesworte, sondern zeigte sich «guten Mutes, es werde besser kommen, man werde Christ sein ohne Frömmelei und aufgeklärt ohne Unglauben». Das klingt fast wie ein Credo, wie die Kurzformel seines christlichen Selbstverständnisses.

Gerhard Schütz: Ich Kamel an dich Kamel. Jeremias Gotthelf. Ausgewählte Briefe. Freie Print-Edition, Merligen 2018. 220 S. 30 Fr. ISBN 998-3-9061-0400-3

Die Briefe des Albert Bitzius

Gesamtausgabe Die Textgrundlage für die 166 von Gerhard Schütz ausgewählten Gotthelf-Briefe bildet die bis heute einzige Edition der Briefe. Diese Ergänzungsbände 4–9 der längst vergriffenen und nur noch antiquarisch erhältlichen Rentsch-Gesamtausgabe in Fraktur (ab 1954) enthalten 1107 Briefe Gotthelfs sowie diverse Antwort- und weitere Schreiben. Bereits die Rentsch-Ausgabe musste sich bei den Briefen von Albert Bitzius auf eine Auswahl beschränken.

Im Rahmen der «Historisch-kritischen Gesamtausgabe» der Werke Gotthelfs, die an der Universität Bern erarbeitet wird, erscheinen 67 Bände in einem Zeitraum von 30 Jahren. Bereits

publiziert sind seit 2012 die politischen und pädagogischen Schriften Gotthelfs sowie die Predigten und Kalendergeschichten. 2017 ist auch das Projekt der Gotthelf-Korrespondenz gestartet.

Weiter nicht zugänglich ist ein Teil des Nachlasses, der sich im Besitz eines Nachfahren befindet. Der Arzt Christoph von Rütte verweigert jede Einsicht in die Dokumente, unter denen sich offenbar auch Brautbriefe von Bitzius befinden. Die geplante Briefedition mit amtlichen und privaten Schreiben wird erstmals alle Dokumente in einem Portal digital zugänglich machen. Ausgewählte Briefwechsel sollen dereinst in einer Buchausgabe kommentiert publiziert werden. (lex)